

Männerwelt unter Plagiatsverdacht

Ein harmloser Trödelmarkt für Freaks und Spinner wären die „Raritäten der Klaviermusik“ im Schloss vor Husum, wenn sie uns nur nette Ergänzungen zum bekannten Repertoire böten. Aber dieses Festival, seit 38 Jahren vom Pianisten Peter Froudjian mit Intelligenz und Geschmack kuratiert, ist alles andere als harmlos. Es sorgt fast in jeder Ausgabe für empfindliche Korrekturen am Musikgeschichtverständnis, wie es durch die akademische Lehre und durch den Konzertbetrieb zementiert wird. Was jedoch die britische Pianistin Clare Hammond zu sagen und zu spielen hat, geht auch über empfindliche Korrekturen noch hinaus. Es erschüttert unser Bild vom frühen neunzehnten Jahrhundert grundsätzlich.

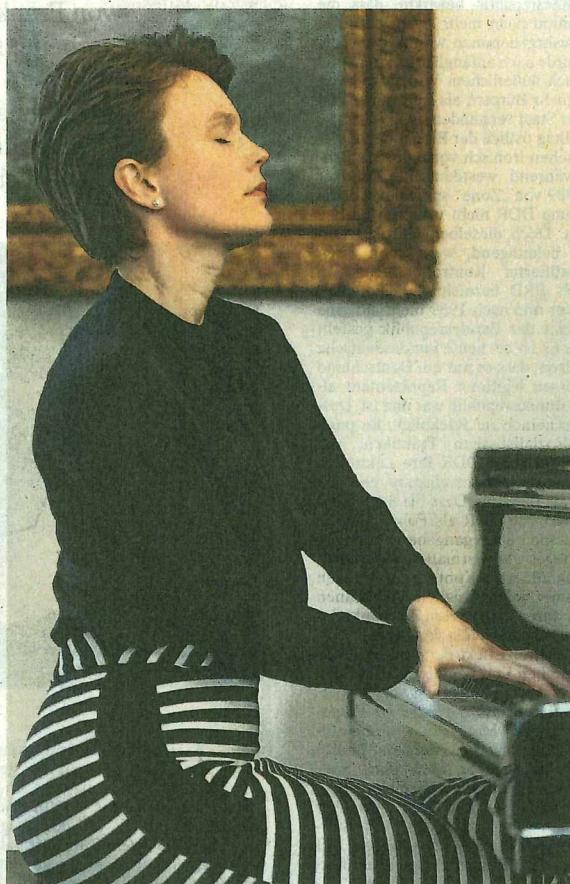
Während draußen der Wind einer Kaltfront die Buchenweige ums Schloss vor Husum, den einstigen Witwensitz der dänischen Krone, tanzen lässt, tritt Hammond im Rittersaal zur Abendstunde vor ihr Publikum und erzählt die ganz und gar unglaubliche Geschichte von Hélène de Montgeroult. Diese französische Pianistin und Komponistin, 1764 geboren, war sechs Jahre älter als Ludwig van Beethoven. Sie heiratete einen Marquis und suchte während der Französischen Revolution militärische Unterstützung zur Rettung der Monarchie. Das Paar geriet 1793 in österreichische Gefangenschaft; ihr Mann starb in der Haft. Sie schlug sich allein nach Frankreich durch, wurde abermals verhaftet, in die Bastille geworfen und sollte wegen ihrer aristokratischen Herkunft guillotiniert werden.

Beim Gerichtsprozess, so erzählt es Hammond, soll sie erreicht haben, dass ein Flügel in den Saal gebracht wurde. Darauf improvisierte sie Variationen über die Marseillaise, die das Gericht zu Tränen rührten. Sie wurde freigesprochen und 1795 zur ersten Professorin für Klavier am neugegründeten Conservatoire in Paris ernannt – mit einem anständigen Gehalt.

Diese Geschichte, so aufwühlend sie sein mag, hätte nur anekdotischen Wert, wenn nicht das kompositorische Werk von Montgeroult ebenso aufwühlend wäre. Aus deren 114 Etüden des „Cours complet pour l'enseignement du forte-piano“ trägt Hammond zunächst sieben, dann als Zugabe die Nummer 26 in G-Dur vor, die allesamt zwischen 1788 und 1812 geschrieben wurden – zwischen dem achtzehnten und zweihundertzigsten Lebensjahr Beethovens, größtenteils vor der Geburt Schuberts, Mendelssohn Bartholdys und Chopins also.

Dann hören wir, wie die Nummer 62 in Es-Dur deutlich das Strotzen und breite Singen von Schuberts Ges-Dur-Imromptu vorwegnimmt. Wir hören in der Nummer 67 in H-Dur den Lyrismus von Beethovens späten Sonaten op. 109 und 110, die noch nicht geschrieben waren; wir hören in der A-Dur-Etüde Nr. 110,

Grandios erschütternd: Frauen, Schwarze und andere Verdrängte bei den „Raritäten der Klaviermusik“ in Husum



Wiederentdeckerin am Klavier in Husum: Clare Hammond Foto Thomas Lorenzen

das G-Dur-Nocturne von John Field und im Mittelteil den Klavierbelcanto Chopsins; das stürmische Getrappel der g-Moll-Etüde Nr. 111 ist so nah an Mendelssohns Tonfall seiner Lieder ohne Worte, dass man einen Plagiatsverdacht äußern muss – gegen Mendelssohn. Andere Etüden versetzen uns in die Welt von Beethovens Bagatellen op. 126, die etwa zwölf Jahre später entstanden.

Erschütternd ist daran dreierlei: Erstens erleben wir die Geburt des romantischen Klavierstucks in Frankreich noch zu Lebzeiten Mozarts und Haydns; zweitens

erfährt hier lange vor Chopin die Etüde ihre Umprägung vom manuellen Trainingsstück in eine Form wortloser Lyrik; drittens steht damit eine Frau an der Spitze musikgeschichtlicher Innovation und Originalität und nicht mehr im Windschatten männlicher Avantgarde. Unsere akademische Musikgeschichtsschreibung, auch unser auf Deutschland zentriertes Verständnis von Romantik, beruht also nicht auf Kenntnis, sondern auf Unkenntnis, auf fortwährender Bestätigung eingebüßter Vorurteile statt auf wirklicher Forschung. Und wieder ein-

mal sind es die Interpreten, die der Wissenschaft vorausgehen.

Peter Froudjian liebt solche Programme wie das von Hammond, die auch Musik von Florence Price und Samuel Coleridge-Taylor spielen. Beide waren schwarzer Hautfarbe und nannten ihre Werke stolz „Fantaisie nègre“ (Price) und „Nègro Melodies“ (Coleridge-Taylor) – Bezeichnungen, die von der politischen Sprachpolizei unserer Gegenwart sofort inkriminiert würden. Froudjian hält nichts von Spezialprogrammen mit Musik von Frauen, von Schwarzen oder von Juden, wie es landauf, landab immer wieder gehandhabt wird im guten Willen, etwas gegen Diskriminierung oder für die Aufarbeitung von Schuldverstrickungen zu tun. „Damit baut man doch bloß wieder ein Ghetto und schreibt die Ausgrenzung fort“, erläutert er im Gespräch mit der FAZ: „Es kommt aber darauf an, Akzeptanz und Zugehörigkeit zu signalisieren. Dazu muss man diese Musik als Selbstverständlichkeit in die Programme eingemeinden.“ Hammond spielt an diesem Abend ebenso Nocturnes von Gabriel Fauré und spanische Impressionen aus „Iberia“ von Isaac Albéniz.

Froudjian erzählt, dass er bei der Planung der „Raritäten“ oft gegen eigene Vorlieben anarbeite, um auch anderes, ihn selbst Überraschendes zuzulassen. Wie in guten Antiquariaten oder in Präsenzbibliotheken geht es bei den „Raritäten“ darum, nicht etwas zu suchen, sondern etwas zu finden. Das, was neben dem steht, was man eigentlich sucht, ist oft viel interessanter. Zugleich will er immer wieder neue Pianistinnen und Pianisten nach Husum locken, um seinem Stammplärrum (85 Abonnenten bei 200 Sitzplätzen) Ermüdung zu ersparen.

Severin von Eckardstein freilich – einer der feinsten und kühnsten Pianisten, die Deutschland momentan aufzuwerten hat – ist fast schon Stammgast in Husum. Seine ganze Kunst zeigt sich darin, wie läufig er in die „Impressions“ op. 11b des finnischen Komponisten Ilmari Hannikainen einführt, als würde er im Freundeskreis Erinnerungen erzählen. Die Traurigkeit der schimmernd verschachtelten Quinten in „Erster Schnee“ ist so persönlich, dass sie im großen Konzertsaal fremd wirken könnte. Aber Eckardstein macht vertrauliche Umgangsmusik aus diesen Miniaturen.

Am Ende des Abends wird er sich in die Sonate-Fantaisie op. 46 von Felix Blumenfeld stürzen wie ein Falke in den Sturm. Im Jahr 1913, als die Romanow-Dynastie in Russland ihr dreihundertjähriges Bestehen feierte, schrieb Blumenfeld diese Sonate, die das westliche Prinzip thematischen Diskurses mit melodischen Orientalismen verknüpft und in einen finalen H-Dur-Akkord mit kleiner Sexte hineinrast: gerade noch tonal, dissonant, übergrell – ein grandioses Werk, das die Form zu wahren sucht, während die Zeit an der Kunst rüttelt. JAN BRACHMANN